

Der Diebstahl

Autor(en): **Frohnmeyer, Ida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 17

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670628>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gegen. „O, es freut mich riesig, vielen herzlichen Dank, liebste Tante!“

„Ja, das ist wirklich ein wunderhübsches Ding,“ bewunderte die alte Dame. „Und jetzt du, Christel?“

„O Tante, ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr mich dein Geschenk freute! Ich hatte grad ein neues Tennis-Rakett nötig, — Mutter beanstandete die Ausgabe immer, nun konnte ich es mir selbst kaufen, dann blieb mir noch genug für Tennisschuhe und ein Paar Handschuhe für Mama übrig. Du bist meine einzige Herzens-tante.“ Sie umarmte die alte Dame stürmisch. Sanft löste sich diese aus den umklammernden Armen und wandte sich der jüngsten ihrer Groß-nichten zu:

„Truus, was hast du mir denn zu erzählen?“

Truus errötete. Nervös drehte sie das Taschentuch zwischen den Fingern, schluckte und sagte endlich stotternd: „Ich — ich habe — das Geld wohl ausgegeben, — aber ich habe — etwas gekauft — nicht für mich.“

„Du sprichst etwas rätselhaft, liebes Kind. Sei doch nicht so ängstlich, ich sagte doch deutlich genug, ihr dürft mein Geschenk ganz nach Belieben verwenden.“

Truus schöpfte Mut: „Ich war bei Onkel Dolf. Tante Mie weinte, weil sie so vieles für die Kinderchen kaufen sollte und das Geld dafür nicht hatte. Du weißt ja, Onkel ist schon lange ohne Arbeit. Da dacht' ich — wir könnten zusammen in der Stadt das Nötigste einkaufen. Wir haben

so hübsche, billige Sachen gesehen, denk dir nur, ein gestricktes Kleidchen für Mennechen zu 3 Gulden! Was kann man nicht alles für 25 Gulden einkaufen, zu Spielsachen reichte es auch noch. Und nachher lud ich Tante und die Kleinen zu Schokolade und Tee ein — o, du hättest die glücklichen Gesichtchen sehen sollen, liebe Tante.“

„Ich fürchte, du seiest etwas unpraktisch vorgegangen, liebes Kind,“ meinte Tante Christine, doch ihre Augen redeten eine andere Sprache.

„So“, wandte sie sich jetzt allen zu, „nun schenkt euch noch ein Täschchen Koffa ein und dann — fort mit euch — ich erwarte einen andern Besuch.“

Ein wenig später war das kleine Tischchen mit Papieren bedeckt, während am großen Tisch der Notar und Vertrauensmann von Tante Christine saß und nach Diktat folgendes niederschrieb:

Lotte. Sie ist extrabagant, weiß aber etwas Schönes zu schätzen. Ihr vermache ich meine Juwelen, bei ihr sind sie gut aufgehoben. Christine, meiner Namensschwester, vermache ich ein Legat von 5000 Gulden. Mit ihrem praktischen Sinn wird sie das Geld richtig verwenden. Truus, die imstande ist, ihren letzten Cent herzugeben, soll für ihr ganzes Leben die Nutzung vom Rest meines Vermögens bekommen, nach Abzug der anfänglich bestimmten Legate und aller weiteren Bestimmungen.

„Und jetzt, lieber Notar, wissen Sie alles. Bringen Sie bitte die Sache bald in Ordnung, damit ich mich, wenn die Zeit um ist, ruhig niederlegen kann.“

Der Diebstahl.

Von Ida Frohnmeier.

Wenn all die zarten, nach des Winters Grau so unsäglich beglückenden Frühlingsziersträucher ihre rosigen und weißen und blaßgoldenen Blüten verloren haben, tut sich ein etwas robusterer Geselle hervor, der in dichtem Grün kelchartige, in den verschiedensten Schattierungen von Rosenrot gefärbte Blütenbüschel trägt.

Doch sind es keineswegs botanische Eigentümlichkeiten, die mich jedes Jahr die rosenroten Blütenbüschel nachdenklich betrachten lassen. Es ist ein Erlebnis aus Kindertagen. Denn diese rosenroten Blütenbüschel, diese holden frühsummerlichen Blumenkinder, rufen wir alljährlich in Erinnerung, daß ich einmal einen — Diebstahl begangen habe. Jawohl einen Diebstahl.

Ich ging in jenen Tagen in eine wohlgesittete

Privatschule (o, wie ich sie haßte!), wo man so zarte „Deepli“ zu erhalten pflegte, daß ohne ernstliche Gefährdung der Handfläche deren zehn hintereinander verabsolgt werden konnten. Und man war so tugendhaft, daß „an die Wand stehen müssen“ den Leidtragenden zum Anwärter auf die Korrekptionsanstalt stempelte, ein „Vor die Türe geschickt werden“ die Zuchthausmauern als Zukunftsbild aufdämmern ließ. Es gab auch eine Strafe, die einen keineswegs vom traulichen Sitzplatz verscheuchte und doch gefürchteter war als jede andere. Wenn eines der Blappermäulchen zum dritten Mal am Vormittag beim sträflichen Zuflüstern ertappt wurde, ward ihm ein Tüchlein umgebunden, ähnlich wie einem vom Zahnschmerz Geplagten. Aber dieses Tüchlein

schmiegte sich nicht lindernd um die Wangen, sondern preßte fest und grausam die plauderlustigen Lippen zusammen und fing zugleich die Tränen auf, die über beschämte oder empörte Gesichter rannen.

Na also, ich war Mitglied dieser wohlgesittenen Privatschule, weil sich das damals so gehörte. Aber wir wohnten am Rande der Stadt, und ich hatte einen weiten Schulweg, und auf diesem Schulweg begegneten mir allerlei Schulkinder — tugendhafte und auch solche, die einer lauten, frechen, unendlich vergnüglichen Spazengesellschaft glichen. Die erstere Gattung ließ mich gleichgültig: aber die Spazen interessierten mich brennend.

Sie gröhlten, schubsten einander in den Rinnstein und lachten so blödsinnig, daß ihnen fast der Atem ausging. Sie tranken aus allen Brunnenröhren, wobei es nie ohne heimtückisches Bespritzen abging, und liefen in den Anlagen über verbotene Nasenplätze. Sie gebrauchten Wörter, die mir strenge verboten waren, und raubten sich gegenseitig ihre Mützen, um sie auf einen möglichst unerreichbaren Ast zu schleudern. Und — größte aller Heldentaten! — sie rissen Blumen ab. Sowohl die Ziersträucher der Anlagen mußten dran glauben, als auch jeder über den Gartenhag lugende Zweig, jede vorwitzige Blume. Seltsamerweise imponierte mir, die ich den Blumen leidenschaftlich zugetan war, gerade diese Unternehmung weitaus am meisten. Ich sah keineswegs den mißhandelten Strauch, die beraubte Pflanze, ich sah nur das kecke Unterfangen, auf eine fremde Gartenmauer zu steigen, um rasch und gewandt einen Zweig zu knicken, sah, wie dieser Zweig mit der unschuldigen Miene der Welt an einem Gesetzeswächter vorbeigetragen wurde — ja, die bewundernswerte Frechheit ging so weit, daß man diesen auf selbst angegerichtete Verheerungen in den Anlagen aufmerksam machte.

Allen diesen Vorgängen folgte ich mit atemloser Aufmerksamkeit und Bewunderung. Ich wagte es aber nie, mich den Spazen beizugesellen, obwohl ich mich für befähigt hielt, es mit ihnen im Schubsen und sinnlosen Lachen aufzunehmen. Auch die verbotenen Ausdrücke hätte ich zum mindesten leise auszusprechen gewagt. Aber das Blumenabreißen schien mir eine absolute Unmöglichkeit.

Doch es gibt Stunden, da der Mensch über sein kleines Selbst hinauswächst.

Ich hatte einen Auftrag meiner Mutter auszuführen gehabt und kam auf dem Rückweg an einem Schulhof vorbei, der eingefast war mit einer schmalen Rabatte hoher blühender Sträucher. Ich sehe noch die rosenroten Blütenbüschel, die verführerisch auf das kleine Mädchen niederblickten. Und wie es zu ihnen aufschaute, ward es plötzlich von dem ungeheuerlichen Gedanken durchzuckt: jetzt oder nie!

Ich schaute rundum — keine Seele weit und breit. Auch der Hof war leer, nur beim Portierhaus lag ein schlafender Hund. Ich betrachtete ihn argwöhnisch. Wenn der aufwachen und mich anbellern würde? Aber ich war ja so flink! Niemand konnte mich einholen, wenn ich mich einmal in Trab gesetzt. Also frisch gewagt!

Mit einemmale war es geschehen. Ich stand wieder unten auf dem Weg, einen Zweig rosenroter Kelche in der Hand. Der Hund hatte sich nicht gerührt; es war auch kein Mensch um die Ecke gebogen, an dem ich meinen Raub frech und unbekümmert hätte vorbeitragen können. Aber warum nur fühlte ich mich keineswegs stolz und froh, wie ich nach einer solchen Heldentat doch hätte erwarten dürfen? Warum hatte ich im Gegenteil ein ekles Gefühl im Halse, das langsam bis zum Magen niederstieg? Und warum nur haßte ich plötzlich den schönen Zweig mit seinen rosenroten Kelchen?

Ich betrachtete ihn unschlüssig. Wegwerfen? Nein, dafür war er zu schön. Nach Hause nehmen? Nein, das Zuhause war noch weit entfernt, ich mochte den Zweig nicht so lange in den Händen halten.

Da plötzlich kam mir ein herrlicher Gedanke... Großmama! — Großmama wohnte ja nur wenige Schritte entfernt — ihr wollte ich den schönen Zweig bringen.

Ich fing an zu laufen und steigerte mich dabei mehr und mehr in die Rolle des liebevollen Blumenpenders hinein... Großmama war ja so lieb! Immer hatte sie Schenkeli, und viele Wochen vor und nach Weihnachten hatte sie die herrlichsten Guzi — wirklich, sie war eine gute, gute Großmama, und es gehörte sich einfach, daß ich ihr auch einmal eine Freude machte.

Sie empfing mich wie immer, die gute Großmama — an ihrem Fensterplatz am Nähtischchen sitzend, eine Häkelei in der Hand. Als ich trat und sie mit schallender Stimme begrüßte — sie war etwas schwerhörig — schob sie die Brille in die Stirne und lächelte: „So, du schaust wieder einmal zur Großmama herein? Das freut

mich, freut mich. Und sogar Blumen bringst du mir?"

Sie streckte die Hand aus, und ich sagte und versuchte dabei gänzlich unbefangen auszufehen: „Ja, die sind für dich, Großmama. Gelt, sie sind wunderschön? Und ganz rosa sind sie!“

Vielleicht war diese Anpreisung eines Geschenkes etwas Ungewohntes an mir, vielleicht war es auch nichts mit dem unbefangenen Ton — Großmama zog plötzlich die Brille wieder über die Augen und sagte leise und bestimmt: „Komm einmal her, Kind! Komm ganz nahe zu mir!“

Ich stand dicht unter den grauen Augen, und wieder erklang die leise Stimme: „Ihr habt keine solchen Blumen im Garten. Woher hast du diese?“

Wieder preßte mir die Uebelkeit den Hals zusammen. Ja, einen Augenblick war es, als sei alles ganz unwirklich — Großmama und ihre schöne kühle Stube, der rosenrote Blütenzweig und ich selbst. Aber dann sah ich nur zu klar ihre auf mich gerichteten Augen und hörte, wie

sie ihre Frage wiederholte: „Woher hast du die Blumen?“

„Abgerissen.“ Das Wort war gesagt, fast wider Willen, wie hervorgezogen von der leisen Stimme.

Aber als die Stimme wieder anhob zu sprechen, war sie nicht mehr leise, sondern klang in meinen Ohren wie eine laute Glocke.

„Abgerissen?! — Gestohlen?“ Großmama richtete sich langsam auf. . . „Ich habe ein Enkelkind, das — stiehlt! — Hier, nimm deine Blumen und geh. Ich will keine gestohlenen Blumen.“

Ich schlich die Straße hinunter und war der größte Sünder auf Gottes Erdboden und war nicht wert, daß mich die Sonne hinfort noch bescheine, nicht wert, jemals wieder einen freundlichen Blick zu empfangen. . .

„Seht, das war eine richtige Geschichte!“ beschließt Hans Christian Andersen eines seiner Märchen, und eben mit diesen Worten möchte auch ich die Geschichte dieses fernen Diebstahls beschließen.

Zureden hilft.

Richtig zureden heißt, einen Mitmenschen von irgend einer Notwendigkeit überzeugen wollen. Zureden nennt man den Versuch, jemanden zu einem Tun oder Lassen zu bewegen.

Wenn Bubi schlechter Laune ist — vielleicht hat er zu wenig geschlafen oder zu viel gegessen —, dann quält er seine Umgebung. Und wenn ihm in dieser Stimmung nun gar noch ein Wunsch versagt oder eine Zurechtweisung erteilt wird, dann droht eine Katastrophe — wenn er nicht schnell mit ein paar ruhigen, bestimmten Worten wieder zur Besinnung gebracht wird.

In manchen Stunden scheinen Sorgen, Kummer und Schmerz den Menschen fast zu erdrücken. Dann vermögen gütige, glaubensstarke Worte Wunder zu wirken.

Entschlüsse aller Art verlangen mitunter viel Selbstüberwindung. Mancher hat den guten Willen, aber es fehlt ihm die Kraft zum bekanntlich schweren Anfang. Ist er aber erst mit einigen herzlichen und verständnisvollen Worten in Bewegung gesetzt, so ist bereits fast alles gewonnen.

Und wie ist es eigentlich bei uns selbst? Bedürfen wir nicht alle gelegentlich des eigenen Zuredens, ehe wir uns zu etwas entschließen? Und sei es nur etwa die immer wieder hinausgeschobene Erledigung einer unangenehmen Pflicht.

Zureden hilft. Es überwindet Schwäche, Trotz und Eigensinn. Es löst spielend ungeahnte Kräfte. Es schenkt Selbstbewußtsein und neue Lebenslust.

Pestalozzi und die Hausfrau.

Man muß das Allerlei der vielen Hausarbeiten wirklich sehen und wirklich ergreifen lernen, wenn man einst eine Haushaltung regieren soll. Wenn eine Frau nie fertig wird und immer noch an der ersten Arbeit ist, wenn die Zeit zur ändern

da ist, wenn sie kocht, wenn man essen sollte, und lämmt, wenn's zur Kirche läutet, und Strümpfe flickt, wenn sie der Mann am Bein hat, usw., so ist eine Wohnung in der Ordnung wie ein Stall, in dem ein Lumpenknecht Meister ist. Pestalozzi.